

In der Hyper-Gegenwart

In Galerien wird wieder Vernissage gefeiert. Was lässt das Virus übrig von der kontaktversessenen Kunstwelt?

Zu den Paradoxien des Lebens mit dem Virus gehört auch die, dass ausgerechnet die Kunstform, welche die größte physische Nähe herstellt, am frühesten ihre Niederlassungen wieder geöffnet hat. In der sogenannten Bildenden Kunst nämlich kommen nicht nur die Produzenten einander nahe, wie im Theater oder im Ballett, sondern alle. Auf den Bühnen der Galerie, der Museumseröffnung, des Messeflurs, des Restaurants, der Party, entscheidet die je situative Aushandlung von Nähe und Distanz darüber, wer wie sehr dabei ist. Und so regnete es in der vergangenen Woche angesichts eines online herungereichten Videos ausgelassen tanzender Vernissagesgäste in einer namhaften Berliner Galerie nicht nur Häme angesichts dieses Leichtsinns, sondern auch komplizenhafte Nachsicht: Die können halt nicht anders.

Die räumliche Logik der Kunstwelt ist eine größtmöglicher Ansteckung: mehr sehen, mehr wissen, mehr verkaufen, zu mehr Biennalen und Messen am anderen Ende der Welt fliegen. Was von dieser Logik bleibt, wenn sie auf ihr Gegenteil trifft, Zurückhaltung, Reisewarnung, Abstand (und, unter Augenmenschen das größte Spektakel: die Gesichtsvermummung), war am vergangenen Sonntag zu erleben, als viele sonst nur bis Samstag offene Berliner Galerien sich zu einem jener Ereignisse zusam-

menschlossen, die eigentlich nur aus einer E-Mail-Ankündigung bestehen, die dann zu der sozialen Übereinkunft führt, dass gerade etwas stattfindet. „Sunday Open“ wurde Ersatz und Schrumpfversion des wegen Corona ausgefallenen Gallery Weekends. Und wenn es sich davon zu erzählen lohnt, dann nur weil das schamhafte Wiedersehen und neugierige Beschnuppern aus der Ferne, das da zur Aufführung kam, auf längere Zeit das gewesen sein könnte, was einem kollektiven Kunstereignis am nächsten kommt.



Sophie Reinhold: „Das kann das Leben kosten“, 2020

Foto Contemporary Fine Arts, Matthias Koll

Denn auch wenn das Gallery Weekend in dieser Woche tapfer bekräftigt hat, es werde im September nachgeholt, wie die Messe in Wien; und die Art Basel sich erst langsam von der Möglichkeit, auch im September stattzufinden, distanziert – so denken doch viele, was in einem unter Galeristen zirkulierenden offenen Brief steht, der die Absage der Art Basel fordert, schon weil viele Kunstmarktteilnehmer zu alt seien, um das Risiko einer Anreise auf sich zu nehmen: „2020 ist ein verlorenes Jahr.“

Weil die meisten Werke heute nicht mehr aus Distanz zur Welt entstehen, sondern zwischen den Erfordernissen des häuslichen Lebens, des sozialen Lebens und einer unmittelbar bevorstehenden Ausstellung, sind die Erfahrungen der letzten Wochen auch gleich in die neueste Kunst eingesickert. In der ersten Ausstellung der neuen Galerie Efremidis am Ernst-Reuter-Platz liegt ein benutzt aussehendes Kondom neben einer Matratze, auf einem Monitor darüber erzählt die Künstlerin Puppies Puppies in ihrem New Yorker Zimmer von den Gewissensbissen, mit denen sie während des Lockdowns ein Sexdate hatte – womit jede Distanz zwischen der öffentlichen Form des Werks und der intimen Form der Person schwindet. Das Wackeln der Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem zieht sich durch diese sehenswerte, von

Tenzing Barshee kuratierte Gruppenausstellung, an der auch die Dichterin Ann Cotten teilnimmt.

Dass der Kunstmarkt schon vor der Krise in der Krise war, zeigte sich etwa im Rückzug der einst von Prominenten bevölkerten Galerie Contemporary Fine Arts (CFA) aus dem repräsentativen Chipperfield-Haus in einen Charlottenburger Ladenraum. Dass CFA zum Gallery Weekend keinen Star präsentierte, sondern die erste Ausstellung mit der Berliner Malerin Sophie Reinhold, darf man als anarchische Freiheitsgeste verstehen. Reinhold, die Marmorwehl auf Leinwand aufträgt, greift teils Motive auf, die ihr Vater als Plakatgestalter in der DDR umsetzte, etwa die Warnung „Das könnte das Leben kosten!“. Das Bild hatte Reinhold schon vorher geplant, erzählt sie, aber während der „Hyper-Gegenwart“ des Lockdowns an ihm alle überschüssige Aggression ausgelassen.

Reinholds Atelier liegt in Prenzlauer Berg neben der Galerie ihres Partners, „Schiefe Zähne“. Auch seine Ausstellung von Angharad Williams ist sehenswert, mit lapidaren Mitteln bringt sie den Orientierungssinn ins Wanken. Dass die kleinste Galerie der Stadt und die einst größte zusammenfinden, das ist so eine der Pointen dieser Zeit, in der, so hofft es jedenfalls CFA-Galerist Bruno Brunnet, „man in der Kunst wieder etwas verrückter sein kann“. KOLJA REICHERT